



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Der Römerstaat : 3. Vom Stadtstaat zum Weltreich

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

tagsmitglieder richten: den weitem Ausbau des Koalitionsrechts scharf von dem Schutz der Arbeitswilligen gegen den Mißbrauch des bestehenden Koalitionsrechts zu trennen. Ganz besonders halten wir es für die Pflicht der monarchisch gesinnten Männer unter den Nationalliberalen und dem Zentrum, alles aufzubieten, daß die zweite Lesung vor der Kommissionsberatung mit dem Ballast von Initiativanträgen, die die beiden Fragen verquicken, nicht belastet werde. Dadurch allein können sie das Manko an politischem Takt, zu dem sie sich in der ersten Lesung haben verleiten lassen, wieder gut machen.

Wenn die Kommissionsverhandlungen zu einer gründlichen Erörterung und Revision des Vereinsrechts Anregung geben — in das das Koalitionsrecht doch gehört —, so ist das sehr erwünscht. Revidiert muß das Vereinsrecht durchaus über kurz oder lang werden. Aber das hat mit dem Entwurf zum Schutz der Arbeitswilligen so wenig zu thun wie der Mittellandkanal mit den hinterpommerschen Kleinbahnen. ß



## Der Römerstaat

### 3. Vom Stadtstaat zum Weltreich



aß sich die römische Stadtgemeinde zum Weltreich auswachsen konnte, bleibt für alle Zeiten das Wunder der politischen Geschichte. Die Entstehung der übrigen großen Reiche hat nichts wunderbares. Friedliche Ackerbauer lassen sich in einer fruchtbaren Ebne nieder, vermehren sich darauf und füllen sie, wie seenbildende Regenwasser, bis zum Sättigungsgrade. Die öffentlichen Angelegenheiten werden gemeindeweise besorgt, und die Gemeinden stehn nur in einem losen Zusammenhange mit einander. Eines Tages brechen Reiterhorden ein, rauben, plündern und morden. Es gefällt ihnen auf diesen Fruchtgebilden besser als in ihrer Steppe, sie beschließen, sich hier häuslich niederzulassen, die zweibeinigen Schafe, die sie vorgefunden haben, nicht zu schlachten, sondern zu scheeren und zu melken, und zum Zweck steter Ausbeutung organisieren sie ihre Herrschaft über die zu Unterthanen gemachten Bewohner der Ebne. So sind die Staaten am Euphrat, am Nil und am Ganges, so das chinesische und das russische Reich entstanden. Und wie ein kleiner Knabe eine große Herde weiden kann, nicht bloß von Schafen, sondern auch von Kindern, deren jedes, wenn es sich seiner Kraft bewußt wäre, hundert Knaben auf die Hörner nehmen könnte, so macht es einem kriegerischen Herrenvolke nichts aus, ob es ein oder

mehrere Sklavenvölker zu überwinden findet. Der erobernde Stamm, geführt von einem Häuptling, dem sich alle einzelnen Glieder gern unterwerfen, weil die einheitliche Führung Bedingung des Gelingens bei Eroberungszügen ist, greift über die Grenzen des zuerst unterworfenen Landes hinaus und unterjocht ein Volk nach dem andern bis an die Meere, Gebirge und Wüsten, die seiner Habgucht und Herrschgucht Grenzen ziehn. So haben es die Perser gehalten. Aber sehr rasch sind sie dem Verhängnis verfallen, durch die Kultur der Besiegten selbst besiegt zu werden und zu verweichlichen, sodaß sie eine leichte Beute der von Alexander geführten Griechen und hellenisierten Mazedonier wurden. Xenophon konnte daheim berichten, daß von all den Völkern, deren Gebiet er durchzogen hatte, nur eins sein Häuflein von vorn anzugreifen gewagt habe, daß also die Bewohner Vorderasiens als militärische Gegner kaum zu rechnen seien. Daß man dieses am mazedonischen Hofe wußte,\*) benimmt dem Zuge Alexanders den Charakter des Abenteuerlichen, wenn auch die gewaltige Raumüberwindung und die von ihm bethätigte Organisationskraft sein Lebenswerk noch über die Maßen großartig erscheinen lassen. Aber es war das Werk eines Mannes, nicht das einer jahrhundertlang stetig wirkenden Volkskraft, und so zerfiel es mit seinem Tode, das politische nämlich, während allerdings das Kulturwerk, die Hellenisierung Vorderasiens und Ägyptens, bestehn blieb. Etwas anders ist die Gründung der Germanenreiche verlaufen. Sie fing ähnlich an wie die der asiatischen: kriegerische Stämme unterwarfen die ackerbauende Bevölkerung römischer Provinzen. Dann aber griffen in die politische Entwicklung mehrere eigentümliche Mächte ein und lenkten sie in Bahnen, die von der asiatischen Art weit abführten: die Kirche, das Volksherzogtum, das Latifundium, die Feudalität, Überlieferungen der Römerzeit, die einerseits das Kaisertum begründeten, andererseits zur Bildung gewerblicher, nach politischer Unabhängigkeit strebender Gemeinwesen führten. Im großen und ganzen aber verlief die äußere Staatengeschichte des christlichen Europas in der Weise, daß Monarchien mit einander rangen, bis die kleinern, samt den kleinen Freistaaten, von den größern verschlungen und die heutigen Nationalstaaten fertig waren.

Ganz anders verhält es sich mit der Gründung des Römerreichs. Sie beginnt nicht mit der Unterjochung einer zivilisierten aber unkriegerischen Bevölkerung durch ein Volk von Eroberern; auch hat das Römerreich nicht, wie alle andern Großreiche, ein weites Gebiet zur ersten Grundlage: umspannten doch die germanischen Völker schon daheim, ehe sie ins Römerreich einbrachen, ansehnliche Gaue, die an Umfang heutigen kleinen Königreichen gleichkamen. Das Römerreich ist erwachsen aus einer bürgerlich-bäuerlichen Stadtgemeinde,

\*) Sokrates hat dem König Philipp die Schwäche des Perserreichs ausführlich dargelegt und ihn aufgefordert, zur Rache für den Einfall der Perser in Europa die Eroberung des Perserreichs zu unternehmen.

deren ursprüngliches Gebiet kaum den Umfang eines der kleinern preußischen Kreise hatte. Mommsen sucht das Wunder abzuschwächen, indem er schreibt: „Es ist die Geschichte Italiens, die hier erzählt werden soll, nicht die Geschichte der Stadt Rom. Wenn auch nach formalem Staatsrecht die Stadtgemeinde von Rom es war, die die Herrschaft erst über Rom, dann über die Welt gewann, so läßt sich doch dies im höhern geschichtlichen Sinne keineswegs behaupten, und erscheint das, was man die Bezwingung Italiens durch die Römer zu nennen gewohnt ist, vielmehr als die Einigung zu einem Staate des gesamten Stammes der Italiker, von dem die Römer wohl der gewaltigste, aber doch nur ein Zweig sind.“ Doch nicht der gewaltigste in dem Sinne, wie die Franken, dann die Sachsen der gewaltigste Zweig des deutschen Stammes gewesen sind: durch Kopfbzahl und ein über tausend Quadratmeilen großes Gebiet! Das ist ja eben das Wunderbare, daß die Einigung des alten Italiens nicht von einer ansehnlichen Monarchie ausgegangen ist wie die des neuen, nicht von einem Volke, das die Hälfte oder wenigstens ein Viertel, ein Fünftel, ein Zehntel der Gesamtbevölkerung ausgemacht hätte, sondern von einem verschwindenden Bruchteile der Bevölkerung, der noch dazu als Freistaat organisiert war. Ein politischer Zustand, wie der Italiens in der ersten Hälfte des Jahrtausends vor Christus, ist in der Weltgeschichte vielfach dagewesen: ein Gemenge von kleinen Freistaaten und kleinen Monarchien; so haben das alte Griechenland, so das mittelalterliche Italien, Niederland, Oberdeutschland ausgehoben, aber nirgends hat es eines dieser strebsamen Gemeinwesen zu einer Ausdehnung gebracht, die es berechtigt haben würde, sich einen Mittelstaat nach dem heutigen Maßstabe zu nennen; Athen und Sparta sind mit ihren Ausdehnungsversuchen kläglich gescheitert, und Florenz verlor seine republikanische Verfassung schon, als es den Umfang des heutigen Königreichs Sachsen erreicht hatte. Dem einzigen Venedig ist etwas ähnliches geglückt — und wie stolz sind seine vornehmen Bürger darob gewesen! —, aber wie winzig, wie unbedeutend ist sein Reich ausgefallen im Vergleich mit dem römischen! Der Widerspruch zwischen republikanischer Verfassung und Reichsgründung liegt nicht etwa bloß darin, daß eine vielköpfige Regierung weniger befähigt zu sein scheint, jahrhundertlang ein Ziel beharrlich zu verfolgen als eine Erbmonarchie,\*) sondern darin, daß sich stammverwandte Nachbarstaaten zwar

\*) Die Alten waren freilich der Ansicht, die eben aus der römischen Erfahrung geschöpft wurde: *concordi populo, et omnia referenti ad incolunitatem et ad libertatem suam, nihil esse immutabilis, nihil firmius*; Cicero *De Republica* I, 48; und ebenda II, 23 lobt Scipio den römischen Senat, daß er, als das Volk nach dem Tode des Romulus wieder einen König forderte — die Patrizier hätten schon damals die Regierung gern selbst in die Hand genommen —, ein Wahlkönigtum einrichtete und sich damit weiser zeigte als Lykurgus: *nostri illi etiam tum agrestes viderunt, virtutem et sapientiam regalem, non progeniem quaerere*.

allenfalls dem Könige des Eroberervolkes, also einem unvergleichlich Höhern, aber nicht diesem Volke selbst, Leuten ihresgleichen zu unterwerfen bereit sind, stammfremde Unterjochte aber zu Grunde gerichtet werden, wenn der Eroberer, der immer zum Ausbeuter wird, nicht ein einzelner Mann, sondern ein ganzes Volk ist. Aus dem ersten dieser beiden Umstände läßt es sich denn auch leicht erklären, daß nach Abschaffung des Königtums das Gebiet des römischen Staats zunächst an Ausdehnung verlor.

Das Wunder liegt nun natürlich in der Eigentümlichkeit des römischen Volkes, in den körperlichen, geistigen und sittlichen Eigenschaften, die es dazu befähigten, sich selbst die vortrefflichste bürgerliche Verfassung zu geben, in der Freude an ihrem bürgerlichen Zustande und im Stolze darauf eine Widerstandskraft im Kriege zu entwickeln, die jeden Gedanken an Unterwerfung ausschloß und den Bürgern nur die Wahl ließ, entweder zu siegen oder zu sterben, die es endlich befähigten, die unterworfenen Gebiete so in das eigne Staatswesen einzugliedern, daß sie mit ihm unlöslich verschmolzen. Und das Wunderbarste an diesem Wunderbaren ist eben, daß es nicht etwa der ganze Latinerstamm war, der diese politische Schöpferkraft bewies; dürfte man ihn oder den noch stärkern und ein größeres Gebiet füllenden Samniterstamm als die Wurzel des Römerreichs ansehen, so wäre die Sache weniger wunderbar. Eine einzelne latinische Stadtgemeinde war es, die das Große vollbrachte, sodaß die Ausdrücke Volk und Vaterland auf den *populus Romanus* und sein Gebiet eigentlich gar nicht angewandt werden können. Ist doch eine Stadtgemeinde kein Volk, sondern immer nur ein kleiner Bruchteil eines Volkes, und kann doch ein neun bis zwanzig Quadratmeilen großes Gebiet (so hoch schätzt es Mommsen im Anfang und am Ende der Königsherrschaft) kaum ein Ländchen, geschweige denn ein Land, ein Vaterland genannt werden. Es ist, als ob die Vorsehung alles, was sich damals an politischem Genie in Mittelitalien fand, ausgelesen, am Tiber zusammengeführt und zu dieser Stadtgemeinde vereinigt hätte.

Von der Wirkungsweise dieses politischen Genies nach außen hin ist nun in den beiden ersten Abschnitten dieser Betrachtungen schon zweierlei hervorgehoben worden. Einmal die starke Religiosität, die jeden Frevel verbot und die Römer zu den zuverlässigsten Bundesgenossen machte und zu Feinden, mit denen sich unterhandeln ließ, auf deren Wort man sich verlassen, auf deren Mäßigung man rechnen konnte. Es muß z. B. einen tiefen Eindruck gemacht haben, daß der Senat selbst gallischen Räuberhorden gegenüber das Völkerrecht zu wahren und seinen Gesandten, der es verletzt hatte, auszuliefern entschlossen war, und daß, nachdem das Volk dies verweigert hatte und Rom insolgedessen von den Galliern eingeäschert worden war, Camillus dieses Unglück in einem öffentlichen Sündenbekenntnis als eine gerechte Strafe der Götter für den begangnen Frevel bezeichnete. Nicht minder wird es Hochachtung und Vertrauen begründet haben, daß sie die Griechenstädte Unteritaliens nach Kräften vor

wilden Nachbarn schützten und, sobald sie vor andern Kriegen dazu kamen, die Verwüster Rhegiums auf öffentlichem Markte in Rom hinrichteten, die alten Einwohner, so viele ihrer noch übrig waren, in den Genuß ihres Eigentums wieder einsetzten. *Omnia impetrabilia et tuta erant apud Romanos; inter ipsos plus belli ac periculi erat*, sagt Livius von den Sikelioten zur Zeit der Belagerung von Syrakus. Das andre, was schon erwähnt worden ist, ist ihr Kolonisations-system. Viele Völker haben gesiegt und erobert wie die Römer, schreibt Mommsen, „aber keins hat gleich ihnen den gewonnenen Boden also im Schweiß seines Angesichts sich zu eigen gemacht und was die Lanze gewonnen hatte, mit der Pflugchar zum zweitenmal erworben. Was der Krieg gewinnt, kann der Krieg wieder entreißen, aber nicht also die Eroberung, die der Pflüger macht; die Römer haben viele Schlachten verloren, aber kaum je bei dem Frieden römischen Boden abgetreten.“ Wenn Mommsen „keins“ sagt, so vergißt er unser eignes Volk, das sich derselben Art der Eroberung in dem kolonialen Neudeutschland östlich von Elbe und Inn rühmen darf; allerdings erst vom elften Jahrhundert ab, nachdem seine Männer in halber und ganzer Hörigkeit arbeiten gelernt hatten. In der ersten Zeit ihres politischen Daseins ließen sie Sklaven und in den eroberten Provinzen des römischen Reichs die vorgefundenen Kolonen für sich arbeiten. Die römischen Bauern pflegten nach vollzogener Unterwerfung eines italienischen Völkchens diesem den größern Teil des Landes als freies Eigentum zu lassen, einen kleinern Teil aber für sich zu behalten, auf dem dann die hingeschickten Ansiedler, wenn auch mit Hilfe von Sklaven, selbst arbeiteten.\*) Damit verband sich dann ein dritter Zug ihrer eigentümlichen Politik. Wie sie mit erstaunlichem juristischem Scharfsinn alle erdenkbaren Schattierungen des Eigentums- und Nutzungsrechts, der Freiheit und Abhängigkeit im Privatleben herausfanden und feste Regeln dafür aufstellten, so erkannten sie ein wunderbares System des öffentlichen Rechts für die Bewohner ihres italischen Gebiets und teilten diese in Römer und Latiner, in römische Kolonisten und Munizipalbürger, in Bundesgenossen und *cives sine suffragio*, sodaß ihr Staatsgebiet ein wohlorganisiertes Ganze mit der römischen Stadtgemeinde als politischem Mittelpunkt war, die Glieder aber durch den vielfachen Interessengegensatz, den ihre verschiednen, mannigfach abgestuften Rechte begründeten, hinlänglich entzweit blieben, um die Gefahr einer Koalition gegen die herrschende Stadt zu mindern. Daß es nicht gelungen ist, sie vollständig abzuwenden, hat freilich zuguterletzt noch, als Rom

\*) Und was der römische Bauer aus dem Boden zu machen verstand, beweist der Bericht des Polybios 2, 15 über die Fruchtbarkeit Oberitaliens. Alle Nahrungsmittel waren dort so wohlfeil, daß sie in der Herberge nicht einzeln bezahlt wurden, sondern der Reisende mit dem Wirt um die Tageskost übereinkam und selten mehr als ein halbes *As*, einen Viertelobolus, das sind noch nicht 3 Pfennig unsers Geldes, zu zahlen hatte. Und der Geldwert stand damals keineswegs so hoch wie im christlichen Mittelalter.

schon Weltmacht war, der Bundesgenoffenkrieg gezeigt, aber eben dieser Krieg stellt das Wunder, wie ich es nenne, ins hellste Licht, denn er beweist, daß die Geschichte des Römerreichs keineswegs die Geschichte Italiens ist, daß es nicht die Italiker gewesen sind, die sich selbst als Staat organisiert und dann die Welt erobert haben. Nachdem die Welt schon erobert war, haben sie versucht, sich selbst zu organisieren, haben sie beseitigen wollen, was logisch als Widersinn erscheint, daß sich ganz Italien von einer Stadt aus regieren lassen sollte, und alle Nicht Römer zur Rolle von Passivbürgern verurteilt waren, aber es ist ihnen nicht gelungen.

Läßt sich das Wunder nicht erklären, so läßt sich wenigstens seine Wirkung beschreiben. Fragen wir, worin die Vorzüge der römischen Staatsverfassung bestehn, die aus dem politischen Genie dieser Bürgerschaft erwuchs und ihr zu so Großem als Werkzeug diente, so können wir nichts andres anführen, als was die klugen Staatsmänner durch Nachdenken herausbekommen haben, deren Mittelpunkt Scipio Africanus minor war, und dem auch Polybius angehörte. Wir finden ihre Ansicht sowohl bei diesem Geschichtschreiber (in den ersten achtzehn Kapiteln des sechsten Buchs) wie in Ciceros Büchern De Republica ausgeführt, wo Scipio selbst spricht. Und wenn diese Ansicht heute so trivial geworden ist, daß sie von Primanern in ihren Aufsätzen und von untergeordneten Zeitungschreibern in Leitartikeln dargestellt werden kann, so folgt daraus noch nicht, daß sie als kindlich oder kindisch und der Beachtung wissenschaftlich gebildeter Männer unwürdig für abgethan gelten dürfte. Sie kommt der Hauptsache nach darauf hinaus, daß jede der drei einfachen Staatsformen: Alleinherrschaft, Aristokratie, Demokratie die Tendenz habe, auszuarten (in Tyrannei, Oligarchie, Pöbelherrschaft), daß sich deshalb die politische Entwicklung im Kreise zu bewegen pflege: von der Tyrannis durch Oligarchie und Despotie zur Tyrannis zurück (wie das ja in neuerer Zeit besonders die französische Geschichte wiederum gezeigt hat), daß dagegen der römische Staat seine Festigkeit und sein Gedeihen einer glücklichen und weisen Mischung der drei Grundformen verdanke. Der Senat, der wirklich eine Versammlung der Besten sei (ergänzte er sich doch vorzugsweise aus den Männern, die durch das Vertrauen des Volks zu hohen Ämtern berufen worden waren), regiere; die Exekutive sei monarchisch geordnet; zwar sei die höchste Gewalt an mehrere Personen verteilt, zunächst an die beiden Konsuln, aber jeder der hohen Beamten sei in seinem Verwaltungsbezirk oder bei der Anführung eines Heers souverän; dem Volke endlich stünden die wichtigsten Entscheidungen zu in Beziehung auf Rechtspflege, Gesetzgebung, Kriegserklärung und bei der Beamtenwahl. So werde jede der drei Gewalten von den andern beiden eingeschränkt und kontrolliert ohne gelähmt zu werden, vielmehr gereiche die Thätigkeit jeder den andern beiden zur Unterstützung. Besser und richtiger werden auch heutige Geschichtsforscher und Philosophen die Sache nicht darzustellen vermögen, und

jedenfalls hat Polybius Recht, wenn er wiederholt hervorhebt, Rom habe seine Erfolge nicht dem Glück, sondern seiner Verfassung zu verdanken.

Bescheiden spricht Scipio bei Cicero a. a. O. II, 30: multa intelliges etiam aliunde sumpta meliora apud nos multo esse facta, quam ibi fuissent, unde huc translata essent, atque ubi primum extitissent; intelligesque non fortuito populum Romanum, sed consilio et disciplina confirmatum esse, nec tamen adversante fortuna. Wenn der Herr das Haus nicht baut, singt der Psalmist, bauen vergebens die Bauleute; wenn der Herr die Stadt nicht bewacht, wachen vergebens die Wächter! Und wesentlich ist auch, was nach Scipio (a. a. O. II, 2) Cato gesagt hat, die römische Verfassung sei darum besser als die der meisten Staaten, weil sie nicht von einem einzelnen Gesetzgeber ausgetiftelt, sondern als das Ergebnis der Weisheit vieler im Laufe der Jahrhunderte langsam erwachsen sei: als Ausdruck eines Volkswillens, können wir hinzufügen, der, unerschütterlich fest und elastisch zugleich, sich allen Änderungen der Lage und der Verhältnisse anpaßt. Das Wesentliche der römischen Verfassung war, daß sie jedes Talent sich voll und frei entfalten ließ, solange und soweit es dem Vaterlande diene, jeder gegen dieses gerichteten Tätigkeit aber beizeiten Fesseln anlegte. Aus der Ahnung ihres weltgeschichtlichen Berufs, die sich bei wachsender Macht zum klaren Bewußtsein und zur festen Überzeugung steigerte, ging das unerschütterliche Selbstvertrauen der Römer hervor, das, wenn nur dabei kluge Vorsicht nicht außer acht gelassen wird, den Erfolg verbürgt. Wo sie es nur mit menschlichen Gegnern zu thun gehabt hätten, meint Polybius (I, 37) bei der Erzählung des großen Schiffbruchs im Jahre 255 v. Chr., da hätten sie schon darum fast immer gesiegt, weil sie überzeugt seien, daß sie alles unbedingt (*κατ' ἀνάγκην*) vermöchten, was sie sich vorgenommen hätten, und es darum mit dem Aufgebot aller Kräfte zu erzwingen pflegten; aber den Naturgewalten gegenüber sei diese Strategie nicht angebracht, daher erlitten sie zu Wasser viele Schlappen.

Die Ahnung ihres weltgeschichtlichen Berufs ist natürlich nicht so zu verstehen, daß sie schon an Welteroberung gedacht hätten, als ihr Staat erst zwanzig Quadratmeilen groß war. Sie waren überhaupt von Haus aus nichts weniger als ein Eroberervolk.\*) Von leidenschaftlicher Liebe zu ihrem Gemeinwesen, zu ihrem häuslichen Herd, zu Weib und Kind und zu jedem Stück mit dem Pflug gewonnenen Landes erfüllt, entwickelten sie in der Verteidigung dieser Güter eine unbefiegbare Widerstandskraft. Daß sie unaufhörlich Gelegenheit hatten, diese Widerstandskraft zu bewähren, verstand sich bei dem Zustande der alten Welt von selbst, einem Zustande, der sich eigentlich bis auf

\*) Diese Ansicht vertritt sehr lebhaft auch Chamberlain in seinem den Grenzbotenlesern kürzlich empfohlenen Werke „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts.“ In der Auffassung der römischen Geschichte stimme ich mit diesem geistreichen Forscher fast vollständig überein.

den heutigen Tag noch nicht geändert hat, denn auch heute hat jeder Staat nur die Wahl, ob er Hammer oder Amboß sein will, wenn auch die in den Interessengegensätzen liegende Kriegstendenz aus bekannten Gründen meistens lange Zeit latent bleiben muß. Indem nun aber Rom von der alles übertreffenden Güte seiner heimischen Zustände überzeugt und in ihrer Verteidigung nicht allein glücklich war, sondern sich dadurch zu beständiger Ausdehnung seines Gebiets genötigt sah, mußte es allerdings schon frühzeitig inne werden, daß es ein von den Göttern auserwähltes und zu Großem bestimmtes Staatswesen sei. Mit den Eroberungen gingen die Römer indes auch, nachdem sie sich ihrer Bedeutung bewußt geworden waren, nur ganz behutsam vor: sie annektierten nicht mehr, als sie verdauen konnten, und eroberten überhaupt nur, soweit sie die augenblickliche Lage dazu zwang. Man sieht das recht deutlich an ihrem Verhalten den Griechenstädten gegenüber. Unkriegerisch, wie deren reiche, bequeme, verweichlichte und an unwürdige Tyrannei gewöhnte Einwohner waren, würden sie leicht zu bezwingen gewesen sein. Aber die Römer beschränkten sich auf die Rolle von Schutzherrn, und es bedurfte einer Beschimpfung ihrer Gesandten, wie sie sich kein Staat ohne Verlust seines ganzen Ansehens gefallen lassen kann, sie zum Kriege gegen Tarent zu bewegen; wegen einer ähnlichen Beschimpfung, die den Gesandten Davids widerfahren war, hat dieser fromme König die Ammoniter mit Sichelwagen zerschneiden und in Ziegelöfen verbrennen lassen (2. Samuel 10 und 12). Aber in diesem durch griechische Vengeltätigkeit heraufbeschwornen Kriege lernte sich Rom vollends als Herrin zwar noch nicht, aber als Schutzmacht Italiens fühlen, wie der dem Gesandten des Königs Pyrrhus gewordne Bescheid beweist: Rom unterhandle nicht, solange fremde Truppen auf italischem Boden stünden, was seitdem Staatsgrundsatz blieb.

Bei diesem Bewußtsein seiner Stellung nun konnte Rom dem Konflikt mit Karthago nicht ausweichen. Als kriegserfahrene Macht mußte es wünschen, die Außenwerke seines Herrschaftsgebiets selbst zu besitzen oder wenigstens nicht in den Händen einer aufstrebenden Weltmacht zu lassen, und Karthago nahm die Haltung einer Weltmacht an, Sizilien aber hatte Afrika gegenüber zweifellos die Bedeutung eines Außenwerks für Italien. Hier mußten die Römer eingreifen, ehe es zu spät war, und sie wären das von der Vorsehung auserwählte Volk nicht gewesen, wenn sie die sich anbietende Gelegenheit nicht benutzt hätten. Daß sie mehr nicht wollten, das beweist die lässige, planlose, unlustige Art und Weise, wie sie den ersten punischen Krieg geführt haben. Daß sie sich nur gezwungen zum Seekrieg verstanden, weiß jedermann aus den Elementarbüchern, daß sie aber auch in der Folge niemals begeisterte Seefahrer und Seehelden geworden sind, daran erinnert Mommsen; der italische Bauer, bemerkt er unter anderm, sei immer wasserscheu geblieben. Dieser hat auch gewußt, warum; wenigstens fühlte er es, und seine großen Männer

wußten es. Scipio preist a. a. D. II, 6 bis 10 die glückliche Lage Roms, die die Vorteile des Seeverkehrs nicht ganz ausschliesse, Rom aber doch nicht zur Seestadt mache. Denn eine solche könne es zu dauerhafter politischer Macht nicht bringen. Zunächst sei sie Angriffen ausgesetzt, die schwerer vorausgesehen und abgewehrt werden könnten als Angriffe vom Lande aus. Dann aber litten die Seestädte auch an Wandelbarkeit und Verderbnis der Sitten. Denn fortwährend würden dem einheimischen Wesen neue Ansichten und Gewohnheiten beigemischt, und mit den fremden Waren drängen fremde Sitten ein; daher bleibe die ursprüngliche Eigenart nicht unverfälscht. Und die Einwohner solcher Städte seien nicht ordentlich festhaft; beständig flühen ihre Gedanken und Hoffnungen in der Ferne herum, und selbst wenn sie körperlich daheim blieben, seien sie geistig Vagabunden. Diese Flatterhaftigkeit der Bürger, diese Eier zu schachern und zu schiffen und die dadurch verursachte Vernachlässigung des Ackerbaus und des Militärwesens sei der Verberb Karthagos und Korinths gewesen. Dazu komme dann noch der durch den Reichtum erzeugte Luxus und die Verweichlichung. Was von Korinth gelte, gelte überhaupt von Griechenland und dem Griechenvolk, das es seiner maritimen Heimat wegen zu keinem dauerhaften Staatswesen habe bringen können. Gebe es doch im Peloponnes und Hellas nur wenig Gebiete, die nicht unmittelbar vom Meere bespült würden. Und nun gar erst die Inseln, die samt ihren Staatseinrichtungen und Sitten sozusagen auf der unbeständigen Woge schwämmen! Und auch alle griechischen Kolonisten hätten sich am Meere niedergelassen und so die Barbarenländer mit einem Griechensaume verbrämt.

Also mit einem Wort: die Seeherrschaft widerstrebte dem römischen Wesen. Aber durch den Lauf der Ereignisse wurden sie zur Erwerbung überseeischer Gebiete gezwungen, wenn man überseeisch nennen darf, was jenseits des Binnenmeeres lag, das schließlich nur noch als der große Landsee des Römerreichs erschien. Nachdem sich aber das gedemütigte Karthago erholt hatte und, stolzer als je sein Haupt erhebend, nun erst recht die Weltmacht spielte, fast ganz Spanien unterjochte, über die Pyrenäen blickte, mit den Königen des Ostens Verbindungen anknüpfte, da konnte es den Römern nicht mehr zweifelhaft sein, daß sie, wie ja dann bald auch Hannibal bewiesen hat, in ihrem eignen Lande nicht mehr sicher seien, und daß sie sich zu einem Entscheidungskampfe auf Leben und Tod zu rüsten hätten. Daß aus diesem Kampfe ums Dasein ein Kampf um die Weltherrschaft wurde, war nicht ihre Absicht und daher auch nicht ihre Schuld. Nur zögernd haben sie den Handschuh aufgenommen, den ihnen Hannibal vor Sagunt hinwarf, und der zweite punische Krieg ist jahrelang von ihrer Seite als Verteidigungskrieg geführt worden. Die Römer müßten Lämmer und keine stolzen, kriegerischen Männer gewesen sein, wenn die furchtbaren Leiden, die dieser lange Krieg der Bevölkerung Italiens bereitete, und die ernstliche Bedrohung der Existenz des römischen Staats durch

Hannibal die Abneigung gegen die Nebenbuhlerin nicht zum unverföhllichen Haß gesteigert hätten. Man begreift daher Mommsen nicht recht, der Catos caeterum censeo so herb tadelt. Gewiß verdient der ältere Africanus keinen Tadel dafür, daß er das Todesurteil an der besiegten Gegnerin noch nicht vollstreckt hat; mochte es nun Edelmut oder Politik sein, was ihn zurückhielt; der Besonnene entschließt sich eben nicht gern schon bei der ersten Gelegenheit zum Äußersten; aber das Lob Mommsens würde er doch wohl abgelehnt haben, wenn dieser ihn in Gegensatz bringt zu seinem Adoptivvater und zu Cato, indem er schreibt: „Verbissenheit und Dorfschulzenverstand mochten die Meinung verfechten, daß nur der vernichtete Gegner wirklich besiegt sei. . . . Sollte er, der hochherzige und freiblickende Mann, sich nicht gefragt haben, was es denn dem Vaterlande nütze, nachdem die politische Macht der Karthagerstadt vernichtet war, diesen uralten Sitz des Handels und Ackerbaus völlig zu verderben und einen der Grundpfeiler der damaligen Zivilisation frevelhaft niederzuwerfen? Die Zeit war noch nicht gekommen, wo sich die ersten Männer Roms hergaben zu Henkern der Zivilisation der Nachbarn und mit einer müßigen Thräne die ewige Schande der Nation von sich abzuwaschen leichtfertig glaubten.“

Der Wert Karthagos als eines Grundpfeilers der Zivilisation ist sehr zweifelhaft. Was die Orientalen an technischer Zivilisation geschaffen hatten, war längst Eigentum des griechisch-römischen Europas geworden, zuletzt noch, nach dem ersten punischen Kriege, die karthagische Acker- und Gartenbautechnik. Der höhern und edlern Geistes- und Herzenskultur entbehrte der aus Semiten und Hamiten gemischte Punierstamm nicht allein gänzlich, sondern er vernichtete sie überall, wo er sie antraf. Es handelte sich keineswegs nur um die Unterschiede zwischen dem römischen und dem karthagischen Staate, die schon Polybius hervorgehoben hat, und die heute jedem Schüler geläufig sind, sondern um die Charakterzüge, die den von Jehovah ergangnen Befehl der Ausrottung der Urbevölkerung Kanaans rechtfertigen: das gänzliche Fehlen edler Gemütsanlage, maßlose Wollust, teuflische Grausamkeit und die förmliche Sanktionierung aller bösen Triebe durch einen abscheulichen Staatskult. Mit der Vernichtung Karthagos haben daher die Römer nicht einen Grundpfeiler der Zivilisation gestürzt, sondern, vielleicht ohne sich dessen klar bewußt zu werden, einen die wahre Kultur bedrohenden Giftpfuhl zugeschüttet. Europa ist ja auch so schon vom zweiten punischen Kriege ab lasterhaft genug geworden, aber wenigstens war vom Ende des dritten ab keine der Mächte mehr da, die alle Laster von Staats wegen gehegt hatten. Chamberlain schreibt: „Eines ist so klar wie die Sonne am Mittag: wäre das phönizische Volk nicht ausgerottet, wären seine Überreste nicht durch die spurlose Vertilgung seiner letzten Hauptstadt eines Vereinigungspunktes beraubt und zum Aufgehen in andre Nationen gezwungen worden, so hätte die Menschheit dieses neun-

zehnte Jahrhundert, auf welches wir jetzt, bei aller demütigen Anerkennung unsrer Schwächen und Narheiten, doch mit Stolz und zu Hoffnungen berechtigt zurückblicken, niemals erlebt. Bei der unvergleichlichen Zähigkeit der Semiten hätte die geringste Schonung genügt, damit die phönizische Nation von neuem wieder erstehe; in einem nur halb verbrannten Karthago hätte ihre Lebensfackel unter der Asche weiter geglimmt, um, sobald das römische Kaiserreich seiner Auflösung entgegenging, von neuem hell aufzulodern. Cäsar baute ja später Karthago wieder auf, und was wurde daraus? Die berüchtigtste Lasterhöhle der Welt, in der alle, die ihr Schicksal dahin warf, Römer, Griechen, Bandalen, bis auf das Mark der Knochen verkamen; solche verheerende Zauberkraft besaß noch, auf der Stätte, wo ein halbes Jahrtausend lang phönizische Greuel gewaltet hatten, der auf ihm lastende Fluch! Daß aus seinen Lupanaren ein mächtiger Schrei der Empörung gegen alles, was Zivilisation hieß, hervorging: Tertullian und Augustinus, das ist das einzige, was wir der kurzzeitigen und kurzlebigen Schöpfung Cäsars als Verdienst anrechnen können."

(Fortsetzung folgt)



## Plattdeutsch und Hochdeutsch

Scholien zur Klaus Groth-Feier



m 24. April erlebte Klaus Groth seinen letzten Geburtstag unter großer Teilnahme und vielen litterarischen Kundgebungen, beinahe jedes bedeutendere Blatt leistete dazu seinen Beitrag. Die umfanglichste Festgabe: Klaus Groth, sein Leben und seine Werke, ein deutsches Volksbuch von H. Siercks (Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer), enthält sehr viel brauchbares Material, darunter auch manches neue. Das Buch steht aber weder kritisch noch in der Darstellung auf der Höhe, die erreicht werden konnte, und die dürftige Ausstattung ist einer solchen Gelegenheitschrift ganz unwürdig. Hierin hätte sich doch aussprechen müssen, was der Dichter seinem Verleger wert war, während von allen Seiten versichert wurde, daß ihn sein Volk auf das höchste schätzte. In ganz vortrefflicher Weise, kurz und doch eingehend, hat sich Adolf Bartels in einem kleinen Buche: Klaus Groth, zu seinem achtzigsten Geburtstage (Leipzig, Avenarius) ausgesprochen. Aus der Umgebung tritt die Persönlichkeit, aus dem Lebenslauf das Werk hervor, natürlich und geschichtlich, sodaß dem ästhetischen Urteil ein fester und übersichtlicher Boden bereitet ist. Es enthält das Beste von allem, was jemals über Klaus Groth gesagt worden ist.